

unaufgeklärten Politikermorden im Februar mit gewaltsamen Demonstrationen in der Hauptstadt wollten wir unseren Eltern eine gefährliche Reise ersparen, da sie sowieso nur widerstrebend wegen des ersten Enkelkinds diese Strapazen auf sich nehmen wollten.

Unterwegs während des Präsidentenattentats

Die Nachricht vom Abschluß der Präsidentenmaschine erreichte uns am Donnerstag morgen (7. April) in Gikongoro. Wir waren seit vier Tagen beruflich unterwegs. Mit unserem zwei Monate alten Sohn waren wir in der „Einzimmer“-Wohnung einer Freundin am Marktplatz untergebracht. Die anderen Nachbarzimmer in diesem Hinterhof waren von Soldaten gemietet, über deren laute Radios wir die Nachricht vom Abschluß am frühen Morgen gehört hatten. Meine Frau und ihre Freundin waren sofort völlig in Tränen aufgelöst und jammerten – für mich völlig unverständlich und hysterisch –, daß sie nun alle umgebracht würden. Ich hatte im Gegensatz dazu eher ein Gefühl der Hoffnung, daß nun die Blockadepolitik gegen die Umsetzung des Friedensabkommens beendet sein könnte.

Es war noch früh am Morgen, und nach Rücksprache mit den Nachbarn und der Gendarmerie an der Markteinfahrt konnte ich von einem nahen Kiosk aus mit Kigali und Kibuye telefonieren. Ich kaufte noch Benzin, und nach erneuter Rücksprache fuhren wir noch vor neun Uhr auf dem direkten Weg nach Kibuye ab – mit unserer Freundin und etwas von deren Hausrat. Denn sie wollte „auf keinen Fall alleine sterben“.

Im Radio war die Empfehlung zu hören, aus Sicherheitsgründen zu Hause zu bleiben, also nicht zur Arbeit zu gehen. Der Gendarmerieposten am Markt ließ sich zehn Minuten lang unser Gepäck vorzeigen, bevor er uns desinteressiert weiterziehen ließ. Ohne weitere Probleme an einer Gendarmariebarriere an der Stadtausfahrt kamen wir gegen Mittag nach Muko, um einen dort lebenden Entwicklungshelfer zu informieren.

Dort zum Mittagessen eingeladen, hatten wir es nach den bisherigen Erfahrungen nicht sehr eilig. Dies rächte sich bei dem Versuch der Weiterfahrt gegen 15 Uhr: Nach 300 Metern hielt uns ein Dorfpolizist an, kontrollierte die Papiere und ließ uns zum Gemeindebüro zurückkehren, weil wir eine Tutsi-Passagierin aus Gikongoro mitgenommen hätten, die keinen Heimreisgrund habe. Dort angekommen, wurde auch meine Frau angemacht, weil sie Tutsi ist. Der uns gut bekannte Bürgermeister kontrollierte per Telefon den Vorwand unserer Freundin, sie sei in Urlaub, und wollte sie wegen dieser Lüge festhalten und bei nächster Gelegenheit nach Gikongoro zurückschicken. Unsere Einwände, daß er nicht für unerlaubte Abwesenheit vom Arbeitsort zuständig sei, lehnte er mit der Begründung einer besonderen Notlage ab. Da wir unsere Freundin aber nicht alleine zurücklassen wollten und es mittlerweile schon nach 16 Uhr war, empfahl uns der Bürgermeister,

bei unserem Bekannten zu übernachten – mit unserer Freundin, obwohl er sie eigentlich hätte verhaften müssen.

Diese Nacht wurde die erste in einer langen Horrorserie: Noch beim Abendessen gegen 21 Uhr hörten wir plötzlich dumpfe Geräusche draußen: Das naheliegende Haus eines Schneiders, Tutsi, wurde offenbar demoliert. Es waren jedoch keine Stimmen oder Nachbarn zu hören. Unser Nachtwächter zuckte die Schultern, begleitete aber immerhin unseren Freund zum Haus des Assistenten des Bürgermeisters in der anderen Richtung. Dort hatten sich einige Leute gesammelt, die auch nicht wußten, wo die Schneiderfamilie zu diesem Zeitpunkt war. Noch bis Mitternacht rannten Menschengruppen vor unserem Haus in verschiedene Richtungen, wir vermuteten Flüchtende und Angreifende.

Am nächsten Morgen fand unser Bekannter eine fast menschenleere Umgebung – und 14 Leichen in der nahen Pfarrei des Ortes, erschlagen mit Macheten.

Nach erneuten Verhandlungen mit dem Bürgermeister riet er uns diesmal zur Weiterfahrt nach Kibuye, da er nicht mehr für unsere Sicherheit garantieren könne. Gegen einen Kanister Benzin ließ er uns vom Gemeindechauffeur und einem Gendarmen zehn Kilometer bis zur Gemeindegrenze eskortieren. In der nächsten Siedlung zeigte man schon auf den Weißen mit den Tutsi-Frauen, die in der Gemeinde übernachtet hatten.

Unser Freund, der Entwicklungshelfer, hatte inzwischen gegen Mittag einen Sammel- und Evakuierungsauftrag nach Butare erhalten und bereitete seine Abreise vor ...

Wie wir später erfuhren, waren die Morde in der Pfarrei von einer Milizgruppe der MRND unter Führung des Polizisten begangen worden, der uns zuerst festgehalten hatte. Nach Aufbrechen der Türen hatten sie alle dort geflüchteten Personen erschlagen, zwei Frauen wurden erst noch vergewaltigt.

Angst und Hoffnung in der Oase Kibuye

Die Weiterreise nach Kibuye verlief friedlich bei Sonnenschein und mit Blick auf die Vulkankette, so daß wir alle auf eine friedlichere Stimmung in Kibuye hofften. Außer einer lässigen Polizeikontrolle auf der Straße vor dem Krankenhaus bestätigte der erste Eindruck diese Hoffnung. Doch der Empfang von unseren Entwicklungshelfer- und Arbeitskollegen in der Nachbarschaft offenbarte Angst und Unsicherheit. Es bestand ein ständiger Telefonaustausch mit den wenigen anderen Weißen in der Stadt und die gegenseitige Beruhigung, daß es in und um Kibuye ruhig sei und kein Anlaß zur Evakuierung bestehe. Dennoch sollten die Weißen in Kontakt bleiben oder sich schon mal in Kibuye sammeln.

Einige Arbeitskollegen und deren Familien hatten schon seit dem Donnerstagabend (7. April) nicht mehr in ihren Häusern übernachtet aus Angst vor Banditen, die von der Unsicherheit profitieren wollten und offenbar schon tagsüber im Stadtzentrum von Kibuye, in Cyumbati, herumstreunten.

Der Krankenhausdirektor war in Kigali verschollen, da er gerade am Mittwoch nach Kigali zu einer Sitzung gefahren war. Seine Frau, eine Krankenschwester, und seine vier Kinder waren als bekannte Tutsi mit guten Kontakten zu Mitgliedern der politischen Opposition gleich mehrfach gefährdet – relativ wohlhabend, selbständig und halt auch Tutsi. Sie waren bereits bei unseren Nachbarn untergekröchen und blieben dort bis zu ihrer Ermordung am 25. April.

Der Arztkollege, von der Oppositionspartei MDR in Kibuye, als Vertreter für das zukünftige Übergangsparlament vorgesehen, war ebenfalls beunruhigt, insbesondere nach der Nachricht über die Ermordung der Ministerpräsidentin und mehrerer Minister der aktuellen Regierung. Er hatte im Krankenhaus übernachtet und kam am Wochenende (9.4.) mit seiner Frau und einem Parteifreund mit Kindern in unser Haus. Für fünf weitere Tage „versteckten“ wir sie in einem abgelegenen leeren Haus des DED, da wir die Mitglieder der Opposition für die Hauptgefährdeten hielten.

Per Telefon waren schon die Massaker in Kamembe/Cyangugu bekanntgeworden, bei denen zum Beispiel der uns bekannte Regionalarzt von Cyangugu vor seinem Haus lebendig verbrannt worden war. Im Hetzsender RTLM der Extremistenpartei CDR war er erst drei Tage vorher, am Montag (4. April), als Rebellenkomplize beschimpft worden, welcher Sitzungen der Rebellen in Cyangugu organisierte. Bei einer Unterredung am Dienstag vor dem Attentat, also dem 5. April, hatte ich mit ihm nicht über diese Verunglimpfungen gesprochen, weil ich ihn als anständigen Menschen kannte und demnach solche Vorwürfe für völlig absurd hielt.

Während unseres gemeinsamen Abendessens am Samstagabend mit den Nachbarn, die Entwicklungshelfer waren, und den drei Familien in unserer Obhut wurde dann die Bildung der neuen „Interimsregierung“ vom offiziellen Sender „Radio Rwanda“ angesagt. Deren Mitglieder kamen zwar laut Vorstellung aus allen Koalitionsparteien der bisherigen Übergangsregierung (vor Arusha, also ohne FPR), doch stammten sie ausnahmslos aus den Hardliner-Fraktionen „Power“. Diese Fraktionen hatten sich seit Ende 1993 in allen größeren Oppositionsparteien als präsidentenfreundliche (Pro-Habyarimana) und rassistische (hutu-extremistische) Gruppierungen nach verblüffenden Sinneswandlungen abgespalten, um dem alten Präsidenten eine Undercover-Mehrheit im Parlament zu sichern.

Ein noch im November 1993 bei einem „Umsturzversuch“ (während einer parteiinternen Präfekturkonferenz) abgeblitzter Konkurrent meines Arztkollegen war nun zum Informationsminister avanciert.

Der unter Schock und Angst hervorgebrachte spontane Kommentar war, daß dies einem Putsch der Präsidentenclique („Akazu“) entspreche und nichts Gutes für Rwanda verheißt. Das bei dieser Radioansage erwähnte Krisenkomitee wurde entgegen der Versprechung im Radio nie namentlich bekanntgegeben; lediglich die Anwesenheit des UN-Beauftragten zu dieser Zeit, Jacques-Roger Booh-Booh, wurde zwecks Legitimation erwähnt.

In diese „Vorgewitterstimmung in der Oase“ kam dann am Sonntag, dem 10.4., die Evakuierungsempfehlung via Nyabisindu/Butare bzw. Cyangugu/Bukavu, mitgeteilt über die anderen Europäer.

Sie war von der Schweizer Botschaft in Kigali per Funk „angeordnet“, da die Telefonverbindungen innerhalb von Kigali zwischen Deutscher Botschaft und DED schon seit dem 7. April unterbrochen waren.

Mit mehr als zehn Personen in der Obhut unserer Diensthäuser und ohne sichere Informationen über die Reiseroute und -risiken entschied ich mich zum Bleiben. Ich war zu dem Zeitpunkt auch der einzige Arzt für das Krankenhaus; der Regionalarzt und der Arzt für Familienplanung haben sich nie zur Mitarbeit im Krankenhaus angeboten (und dies bis zu ihrer „Flucht“ im Juli!).

Bis zum Abschalten des Telefonnetzes in Kibuye am Dienstagmittag (12.4.) blieb ich in Kontakt mit dem DED in Berlin, mit Bekannten in Bujumbura (Burundi) und Kontaktpersonen in Bukavu (Zaire).

Ab diesem Dienstag gab es mehrmals Informationen darüber, daß in den umliegenden Sektoren Häuser brannten, Familien angegriffen bzw. vertrieben seien und Flüchtlinge auf Kibuye zuströmten. Von Kibuye aus war (noch) nichts zu sehen und zu hören.

Im Nachhinein erfuhren wir, daß eine aus Rutsiro zurückkehrende Gendarmerieeinheit noch an diesem Dienstagabend eine Zusammenrottung von bewaffneten MRND-Milizen auf der Zufahrtsstraße vor Kibuye festgenommen habe. Auch habe der lokale Gendarmeriechef bis dahin noch keine zusätzliche oder große Munition an die Gendarmen ausgegeben lassen, was die Radikalen unter ihnen noch am Losschlagen hinderte.

Flüchtlings-Endstation und -Zentrum Kibuye

Nach Abschaltung des Telefonnetzes änderte sich die Situation und Stimmung dramatisch. Schon in der Nacht waren Flüchtlinge in Kibuye, vor allem aus Rubengera/Mabanza, eingetroffen, wo sie sich, obwohl vor dem dortigen Gemeindebüro versammelt, nicht mehr sicher genug gefühlt hatten. Die Nachrichten von unvorstellbar gnadenlosen Massakern an Flüchtlingsgruppen in der Gemeinde Rutsiro wie auch in dem dortigen Gesundheitszentrum und die Nähe zu diesen extrem aggressiven Milizgruppen aus Gisenyi und Rutsiro brachte Oppositionelle und vor allem Tutsibevölkerung aus den Nachbargemeinden bis in die Stadt Kibuye als Endstation.

In den nächsten Tagen trafen weitere Flüchtlingsströme vor allem aus Mabanza ein, so daß am Freitag sicher über 10.000 Flüchtlinge in Kibuye-Stadt konzentriert waren: Über 5.000 im Stadion neben dem Krankenhaus, mehrere Tausend an der katholischen Pfarrei und unzählige bei Freunden und Familien, auch schon auf nahen Inseln im Kivu-See.

Die Hetzpropaganda im Radio und vor allem von Seiten der Parteifunktionäre war inzwischen so stark rassistisch auf die Tutsi als Komplizen der Rebellenarmee ausgerichtet, daß die „Hutu“-Mitglieder der Opposition sich wieder aus ihren Schlupflöchern wagten, um nicht den Vorwand des „Sich Versteckens“ zu riskieren. In dieser Logik hatte sich auch mein Arztkollege ab dieser zweiten Woche aus seinem Versteck herausbegeben, um wieder seiner „normalen“ Arbeit im Krankenhaus nachzugehen.

Wir organisierten nun gemeinsam eine vormittägliche Sprechstunde für die Flüchtlinge im Stadion, besorgten Werkzeuge zum Latrinenschaufeln und improvisierten eine Wasserversorgung, stundenweise und unter Polizeiaufsicht, mit einem 30 m neben dem Stadion gelegenen Wasserhahn der Primarschule. Im Krankenhaus selbst waren nur wenige Patienten, vor allem mit Verletzungen durch Machetenhiebe.

In dem Wohnviertel Cyumbati in Kibuye wurden in diesen Tagen alle „verlassenen“ Tutsi-Häuser geplündert und auch zerstört, soweit sie Tutsi gehörten. Demgemäß verunsichert, war fast das gesamte paramedizinische Krankenhauspersonal beider Ethnien mit seinen Familien im Krankenhaus untergebracht (Apotheke, Operationsvorraum und Sekretariat wurden zu Notunterkünften). Tagsüber gelang es noch der Familie des Direktors, einiges Hab und Gut vor der Plünderung ins Krankenhaus zu retten, dort wurde es dann in der Woche nach den Massakern von einigen Krankenhausarbeitern geplündert. (Offiziell war die Familie ja schon tot, da im Nachbarhaus versteckt).

Gegen Ende der ersten Woche geriet das Personal, das die Sprechstunden im Stadion durchführte, unter zunehmenden Druck, sie würden Komplizen der Feinde behandeln und unterstützen. Ab Sonntag, den 17. April, wurden diese Sprechstunden eingestellt, weil sich kein Rwander mehr zum Stadion wagte. Sogar der Regionalarzt, der noch am Wochenanfang den Latrinenbau gutgeheißen hatte, erklärte mir bei einem Gespräch über die Stadionhygiene, daß diese große Menge von „Oppositionellen und Sympathisanten der Rebellen“ von der Stadtbevölkerung als Gefahr gesehen werde; sie könnten ja nachts in der Umgebung rauben, vergewaltigen und töten, und aufgrund ihrer großen Zahl seien sie sogar tagsüber potentiell gefährlich.

Am Donnerstag (14.4.) waren dann mittags drei Brüder meiner Frau eingetroffen. Sie waren in den letzten sechs Tagen aus der 25 km entfernten Heimatgemeinde über Umwege durch die Bisesero- und Karongi-Berge vor im-

mer weiter nachrückenden, mit Gewehren bewaffneten Milizgruppen geflüchtet. Für die am Heimatort verbliebenen Schwester, Mutter und Großmutter machten sie uns keinerlei Hoffnung mehr.

Durch ihre Flucht an einige zentral und öffentlich gelegene Stellen hatten sich also die bedrohten Teile der Bevölkerung nicht etwa in Sicherheit gebracht, sondern sie hatten eher im Gegenteil ihren zukünftigen Mördern die „Arbeit“ erleichtert. Die Flucht der Tutsibevölkerung war somit nach Einzelattacken und ersten Massakern innerhalb von wenigen Tagen zu einem Endpunkt gebracht, wo sie nun ihrer unsicheren Zukunft entgegensah.

„Krieg“ ohne Gegner – Genozid

Das wirkliche Ausmaß der menschlichen Katastrophe zeichnete sich für uns dann ab Freitag bzw. Samstag, den 16. April, ab: Nach etwa zweistündigem Feuerwaffenlärm von hinter den Hügeln südlich der Stadt (Gewehrfeuersalven und Granatexplosionen) am Freitagnachmittag waren alle ängstlich gespannt: War dies wirklich der erste Kriegslärm von Kämpfen mit der Rebellenarmee, wie es von den Milizen aus der Nachbarschaft dargestellt wurde? An diesem Abend wurden keine Verletzten ins Krankenhaus eingeliefert ...

Am nächsten Morgen unternahm dann mein Kollege eine „Inspektionsreise“ zum Verwaltungsgebiet der Stadt und zum Ort des Waffenlärms. Gerüchte von grauenvollen Massakern zirkulierten schon seit dem frühen Morgen. Gegen 11 Uhr kam mein Kollege dann völlig aufgelöst und schockiert bei mir Zuhause vorbei und berichtete von vielen hundert Leichen auf den Straßen hin zur Präfektur und nach Nyabidahe sowie von mehreren hundert abgeschlachteten Flüchtlingen in der Sekundarschule von Nyamishaba. Er schätzte spontan, daß etwa die Hälfte der Wohnbevölkerung von Nyabidahe und dem Wohnzentrum Cyumbati umgebracht worden sei, wenn man den hohen Tutsi-Anteil zugrundelege. Er bat mich zu versuchen, einige noch (über-)lebende Kinder unter den Leichenbergen der Schule herauszuholen. Nach kurzer Rücksprache mit meiner Frau fuhr ich mit Freiwilligen des Roten Kreuzes in der Krankenhausambulanz los: Vor Ort führte uns ein Verwaltungsangestellter der Schule durch ein grauenvolles Szenario: Im Hof und auf den Außengängen vor den Schlafräumen lagen mehrere hundert Leichen, überwiegend von Frauen und Kindern. Wenige Männerleichen lagen auf einer Böschung vor den Schlafgebäuden (Verteidigungs- oder Fluchtversuch?). Fast alle hatten zentimetertiefe Machetenschnittwunden im Nacken oder auf dem aufgeplatzten Schädel, einige auch auf Gliedmaßen und Rumpf. Die meisten waren schon in Totenstarre vom Vorabend, doch einige waren noch halbwarm und beweglich, das heißt, sie waren erst vor Stunden nach langsamem Verbluten qualvoll gestorben. Unter all den Leichen fanden wir nur zwei unverletzte Kleinkinder und fünf schwerverletzte Kinder, deren tiefe Wunden verkrustet offenstanden. Einer konnte sogar trotz der tiefen Nackenwunden

noch seinen Kopf hochhalten und gehen. Nach eiliger Besichtigung mehrerer Lehrerwohnungen, wo wir ebenfalls zahlreiche Leichen drinnen und draußen vorfanden, flüchtete unsere nun vollbeladene Ambulanz wieder zum Krankenhaus zurück. Einige Frauen mit Kindern, die in einem anderen Wohnhaus verschont worden waren, mußten wir zurücklassen, da sie nicht auf dem Weg zum Krankenhaus voranzugehen wagten. Am Eingang zur Schule saßen drei gelangweilt wirkende Schüler aus Byumba mit Macheten, die „Wache hielten“.

Da keine einzige Leiche in den Schlafräumen war und die Toten auch keine einzige Feuerwaffenverletzungen aufzeigte, andererseits aber die meisten Fenster und Türen zerborsten und gesprengt waren, war der Feuerwaffenlärm vom Vortag offenbar vom den Waffen der Gendarmen verursacht, die damit Panik unter den Flüchtlingen ausgelöst und sie aus den Schlafräumen ihren Schlächtern entgegengetrieben hatten.

Nach dieser Entdeckung begann ein hoffnungsloses Warten, da unsere Zuversicht schrumpfte, daß die großen Flüchtlingsansammlungen verschont würden. Ab diesem Samstag (16. April) ließen die Milizen das Gerücht zirkulieren, daß die „Komplizen an der Pfarrei“ angegriffen werden sollten. Am Sonntag blieb es dann unheimlich still um das Krankenhaus, und nichts war zu hören, abgesehen von dem Lärm, den die Tausende von Leuten im Stadion verursachten. Auch am Montag darauf war es relativ ruhig in der Gegend um das Krankenhaus, doch es hieß jetzt, daß an der Pfarrei ein furchtbares Morden stattgefunden habe. Und nun seien die Leute im Stadion oder im Krankenhaus an der Reihe, dort, wo noch viele Komplizen versteckt seien. Angesichts dieser Gefährdung zog der „Hutu“-Teil des Personals wieder mit seinen Familien in ihre nicht zerstörten Wohnhäuser zurück. Im Krankenhaus blieben nur noch die Mitarbeiterfamilien, deren Häuser zerstört waren, und die Nachtwächter. Einige gingen sogar wegen der vermeintlich größeren Sicherheit in das unwirtliche Stadion.

Am Dienstagvormittag ging ich ein letztes Mal in das Stadion, um die ausbleibenden Sprechstunden zu erklären, die Wasserverteilung an die Insassen wieder zu veranlassen und sie zur Selbstorganisation als hauptsächlicher Überlebensebene zu ermutigen. Die Stimmung war angstvoll bedrückt. Die drei sonst dieses Stadion bewachenden und beschützenden Gendarmen waren abwesend, aber in dieser Situation war mir die Bedeutung dieser Maßnahme nicht bewußt.

Die schlimme Vorahnung bestätigte sich dann ab 15 Uhr mit dem Einsetzen von sehr nahem Gewehr- und Granatenlärm. Dieser setzte sich sehr unregelmäßig über drei Stunden bis in die Dämmerung gegen sieben Uhr abends fort, gelegentlich – besonders am Anfang – untermalt durch Beifallsraunen und -geschrei wie bei einem Fußballspiel. Meine Frau und ich verkrochen sich hinter dem Bett in unserem Zimmer aus Furcht vor Querschlägern

und erwarteten verzweifelt auch unser Ende in den nächsten Stunden. Wann und wie wir dann diese Nacht vom Warten erschöpft eingeschlafen sind, daran kann ich mich nicht mehr erinnern.

Eine unheimliche Stille umgab uns am nächsten Morgen beim Aufwachen wie gewohnt um sechs Uhr. Kein Laut war vom Stadion her zu vernehmen, und auch die internationalen Radionachrichten berichteten natürlich nichts über Kibuye. Um so irritierter waren wir dann, als nach sieben Uhr erneuter Feuerwaffenlärm wie am Vortag einsetzte, der dann erst gegen neun Uhr langsam abebbte. Den ganzen Tag blieben wir wieder angsterfüllt in unserem Zimmer verkrochen, und ich traute mich auch nicht mehr ins nahe Krankenhaus. Im Nachhinein erzählten uns dann Mitarbeiter, daß Gendarmen und bewaffnete Milizen am Morgen noch die vorhandenen Überlebenden erschossen hatten, bevor die mit Macheten, Speeren und Stöcken bewaffneten Milizgruppen ins Stadion gingen, um die dann noch Lebenden zu erstechen oder zu erschlagen und dabei alle Leichen auszurauben.

An einem der folgenden Tage schilderte mir der Regionalarzt, daß er von dem gegenüberliegenden Hügel den Stadionmord beobachtet hatte. Er wohnte jedoch in einem anderen Stadtviertel. Dabei schämte er sich nicht, mir weismachen zu wollen, daß die Insassen ganz offenbar „organisiert und vorbereitet“ gewesen waren: Die Vertreibung aus dem Stadion, deren Sinn er mir auch nicht klarmachen konnte, mittels Tränengas sei nicht gelungen, da sie diese Geschosse mit wassergetränkten Decken eingehüllt hätten. Und beim Beschuß mit Granaten und Gewehren sei keine Bewegung oder Panik ausgebrochen, sondern die Nachbarn der getroffen Umfallenden seien unbeeindruckt sitzengeblieben ??

Nur vierzehn Tage nach dem Abschluß des Flugzeugs und den ersten Angriffen auf Einzelfamilien in den Hügeln, neun Tage nach der Sammlung der Opfer in Flüchtlingslagern und am sechsten Tag nach dem ersten Massenmord in der Schule waren in Kibuye Zigtausende, fast die gesamte Tutsibevölkerung (mehr als 20% der Bevölkerung), als Oppositionelle und Feinde systematisch und grauenvoll ermordet worden. Die nächste und auch letzte größere „Arbeit“ der Milizen in Kibuye wurde dann zwei Tage später am Krankenhaus (wie weiter unten geschildert) erledigt. Nur im Stadtbereich von Kibuye waren mit Hutu verheiratete Tutsi-Frauen am Leben gelassen worden (weil diese zu zahlreich waren?).

Das „NEUE GESETZ“

Um das Krankenhaus als neutralen Schutzraum im Sinne einer Rotkreuzfunktion aufrechtzuerhalten, hatten wir das Krankenhausbereich ab Dienstag, den 12. April, mittels Aushang in Landessprache am Eingang zur „waffenfreien“ Zone erklärt. Bis Samstag gelang es uns weitgehend, auch Schlag-

stöcke und Macheten am Eingang ablegen zu lassen, doch am Wochenende schon wurden die Aushänge von erregten „Power“-Milizen abgerissen und das Krankenhaus fortan als „ihr“ Dienstleistungsbetrieb angesehen.

Zwei Plünderungs-„Kontrollen“ in unserem Wohnhaus, die Gendarmen in Begleitung von örtlichen Bekannten als Führern und „Helfern“ am Sonntag (17. 4.) und Dienstag (19. 4.) morgens unternommen hatten, sind nur im Nachhinein als „einfache Plünderungsversuche“ zu bewerten. Als unerfahrene Opfer waren wir während langer Stunden in panischer Angst den Soldaten ausgeliefert, die mit Gewehr im Anschlag auf meine Frau vom „neuen Gesetz“ faselten: Ob wir noch nicht im Radio gehört hätte, daß jetzt alle Tutsi ausgerottet werden müßten, um deren jahrhundertelange Unterdrückungsherrschaft zu beenden und zu rächen.

An diesem Dienstagnachmittag nach der zweiten Plünderung durch Soldaten kam dann noch eine dritte „Patrouille“ von Milizen aus der Nachbarschaft an unsere Einfahrt: Obwohl noch unter dem Schock des Vormittags verweigerte ich den Eintritt, um zu testen, wie aggressiv diese nun auftreten würden. Zu meinem Erstaunen waren sie geduldig, warteten bis zum Eintreffen des angeforderten Milizführers, nach dessen Ankunft ich sie dann einließ. Diese „Vertrauensperson“ war der Regionalarzt, der angeblich gerade wegen der Durchsuchung seiner Amtsgebäude nebenan war. Die vier uns persönlich bekannten Milizen aus der Stadt verhielten sich den besonderen Umständen entsprechend „korrekt“, sandten nur zwei zur Durchsuchung in unser Haus und verließen uns dann mit beruhigenden Versicherungen, daß sie lediglich Komplizen suchten und wir nichts weiter zu befürchten hätten. Der Regionalarzt fragte noch gezielt nach der Frau und Familie unseres Krankenhausesdirektors, da er sie im Transfusionsbüro des Roten Kreuzes „in Sicherheit bringen“ wolle. Doch sie ließen sich mit meiner Versicherung abspeisen, daß ich keine Schlüssel zu den beiden Nachbarhäusern hätte (in denen ja gerade diese Direktorfamilie bzw. die Brüder meiner Frau versteckt waren).

Die nächsten drei Tage waren relativ ruhig. Der uns zur Bewachung zugeteilte Milizionär aus der Nachbarschaft war glücklicherweise nur die wenigste Zeit da, so daß die Kontakte und Lebensmittelversorgung unserer versteckten Nachbarn frühmorgens und abends ziemlich gefahrlos erfolgen konnten.

Doch der Respekt der Immunität des Roten Kreuzes erwies sich als zunehmend fraglich: Milizen aus dem Nachbarstadtteil kamen unregelmäßig vorbei, um die Herausgabe der drei dort arbeitenden Tutsi zu verlangen. Dies setzte sich unregelmäßig bis Mitte Mai fort, bis dann diese Mitarbeiter flüchten konnten, als sich verschiedene Milizgruppen im Krankenhaus ein Händgemenge mit Granatzündung lieferten und dabei ein Milizionär getötet wurde.

Auch die neue Rot-Kreuz-Arbeit des Leichensammelns und -Begrabens geriet unter „öffentlichen Druck“, weshalb wir diese von den Mördern als Dienstleistung für die Rebellen-Komplizen bewertete Tätigkeit komplett einstellten. Erst mehr als zehn Tage später, als bereits ganz Kibuye von dem süßlichen Verwesungsgeruch halb betäubt war, wurde von der Präfektur mit Hilfe von Gefängnisinsassen die Beseitigung der Leichenberge mit Lastwagen und Schaufelladern in Massengräber neben Stadion, Kirche und kurz vor der Stadteinfahrt organisiert.

Am Ende der zweiten Mordwoche wurde dann auch das Krankenhaus am Freitag, dem 22. April, „gesäubert“: Durch mehrere Gerüchte auf das Unvermeidliche vorbereitet, war der diensthabende Krankenpfleger anwesend bei der dreimaligen Durchsuchung. Er konnte so zu diesem Zeitpunkt die Plünderung des Krankenhauses weitgehend vermeiden, doch wurden sämtliche verschlossenen Türen aufgebrochen, der dort versteckte Teil (knapp ein Drittel) des Personals und ca. 60-80 verletzte „Tutsi“-Patienten auf die Straße getrieben und dort mit Stöcken erschlagen.

Hetzkampagnen statt Friedhofsruhe

Das Wochenende nach der Krankenhausrazzia schien eine „erholsame Friedhofsruhe“ anzukündigen und war sehr ruhig.

Doch am Montagmorgen (25.4.) wurde auch diese Hoffnung zerschlagen. Um 6.30 Uhr morgens kam der Wächter des benachbarten Büros des Regionalarztes an unser Tor und wollte unsere Nachbarhäuser durchsuchen, weil dort Kindergeschrei hörbar sei und also jemand versteckt sein müsse – wohl die Familie des Krankenhausesdirektors. Es gelang mir noch, diese Durchsuchung um eineinhalb Stunden zu verzögern, indem ich auf der vorher zugesicherten Anwesenheit von bekannten Milizführern bestand. Es kam dann auch der „fürs Krankenhaus zuständige“ Regionalarzt, und die Türen der beiden Nachbarhäuser wurden von etwa zehn jungen Milizionären aufgebrochen.

Die Frau des Direktors hatte auf meine Vorwarnung mit Fatalismus reagiert: Sie wollte nicht weiter ins Gebüsch fliehen; wenn sie schon entdeckt werde, so wollte sie im Haus ermordet werden.

Also wurde sie mit ihren vier Kindern im Haus entdeckt und vor die Tür getrieben. Dort standen sie dann mit Todesangst in den Augen, und ich versuchte vergeblich an den Regionalarzt zu appellieren, ob man sie nicht irgendwie ausnehmen und unter meiner „Garantie“ verschonen könne. Der Regionalarzt zuckte nur die Schultern und meinte, daß es nun zu spät sei, woraufhin unsere Freunde durch das Krankenhaus abgeführt wurden und an dem Massengrab mit Machetenhieben langsam zerhackt wurden. Dieses Massengrab liegt in 200 Metern Sichtweite gegenüber unserem Haus am Rand des Zentrums Familienplanung.

Im zweiten Haus fanden die Milizen dann niemanden vor, da die Brüder meiner Frau und eine Freundin die Flucht in das Gebüsch hinter unserem Hofgelände vorgezogen hatten.

Doch am frühen Nachmittag schlenderte dann unser „persönlicher Schutzwächter“ durch unseren Garten zum Zigarettenrauchen und entdeckte in diesem unbeachteten Moment fünf der dahinter versteckten Personen, darunter die drei Brüder. Er führte sie auf unsere Terrasse, wo er sie oberflächlich verhörte und ihnen Uhr und Schuhe abnahm. Dann schleppte er sie mit ins Krankenhaus, von wo er dann mit einer größeren Milizgruppe und den Gefangenen nochmals quasi zur Verurteilung auf unsere Terrasse zurückkehrte. Nach summarischen Vorwürfen wegen Versteckens und der Komplizenschaft mit den Rebellen wurden sie dann über das Krankenhausgelände zum Massengrab abgeführt. Während dieser ganzen Phase traute sich keiner, auch nur anzudeuten, daß wir die Opfer kennen oder gar mit ihnen verwandt sind. Als ich kurz darauf, weil man mich gerufen hatte, ins Krankenhaus kam, sah ich noch, wie unsere Verwandten dort unter Machetenbedrohung ausgeraubt wurden. Ich rannte schreiend vor Entsetzen in unser Haus zurück. Dort blieb ich den Rest des Tages mit meiner Frau verkrochen.

Außer uns selbst hatten wir nun niemanden mehr zu schützen oder zu verlieren ...

Hoffnung auf Entkommen

Wie von unserem Arztkollegen freundlicherweise am nächsten Tag organisiert, versuchten wir dann am Mittwochmorgen (27. April), mit offiziellem Papier des Präfekten und einem Begleitpolizisten in der Krankenhausambulanz mit Chauffeur über den Landweg nach Süden, nach Cyangugu, zu entkommen. Die Abfahrt verzögerte sich noch bis gegen 11 Uhr. Die Reisepapiere des Polizisten wurden zuerst verweigert, da der „Weiße“ zu viel im Ausland erzählen könne. Und dann entpuppte sich dies als Falle des Präfekten, der meine Frau nicht in Kibuye ermorden lassen wollte: Nach 30 Kilometern wurden wir an einer Straßenbarriere in Mugonero angehalten und unser gesamtes Gepäck eineinhalb Stunden lang ausführlich durchsucht. Schon bei der Ankunft hatte ein Milizionär aus Kibuye meine Frau als Komplizin beschimpft, die diesmal ihrem Schicksal – anders als in Kibuye – nicht entgehen dürfe. Er war Angestellter bei der Schulbehörde in Kibuye und war uns durch die zweite Plünderung in unserem Haus bekannt. Er fuhr dann nach seiner Beschimpfung mit einem Kleinlaster wieder weg (zurück nach Kibuye?).

Während ich dies anfänglich noch für eine „normale“ Kontrolle hielt, war meiner Frau klar, daß dies wohl ihr Ende sei. Sie flehte mich an, daß ich unter allen Umständen versuchen sollte, selbst auf ihre Kosten „gefügtig zu bleiben“, um unseren zweimonatigen Sohn zu retten. Erst als nur durch nach-

drückliche Intervention unseres Begleitpolizisten wenigstens erreicht wurde, daß der Chauffeur mit einem anderen Militär zur Rücksprache zum Präfekten fahren durfte, wurde mir der Ernst der Lage allmählich bewußt. Es vergingen weitere quälende Stunden bis zu seiner Rückkehr gegen 16.30 Uhr, während derer wir unter dem Vordach des als Milizführer agierenden wohlhabenden Händlers warteten. Dabei schmähten die herumstehenden, mit Macheten und Knüppeln abwartenden Zivilisten (auch kleine Kinder und Frauen) meine Frau und beschrieben ihr ihren baldigen Tod im Detail.

Die erhoffte Hilfe des Präfekten blieb aus: Der Ausländer könne mit seinem Sohn ja weiterreisen, doch die Rwanderin müsse der Entscheidung der Bevölkerung unterliegen.... Unser bis dahin in der Sonne stehendes Evakuierungsgepäck wurde auf Drängen unseres Chauffeurs unerwartet wieder in die Ambulanz geladen. Und nachdem ich ihm kategorisch erklärt hatte, daß ich meine Frau nicht alleine lassen könne und werde, setzte er einen letzten Versuch bei dem lokalen Bürgermeister durch und fuhr mit unserem Begleitpolizisten dorthin los.

In den folgenden zwei Stunden bis kurz vor 19 Uhr blieben wir weiter verängstigt unter dem Vordach des Ladens. Der Milizführer scheuchte mehrmals die größer werdende Zuschauermenge wieder auf mehrere Meter Distanz zurück. Kurz nach 18 Uhr kam dann der Bruder des Händlers in seinem Kleinlaster mit mehreren Milizen und Soldaten – von ihren Angriffen auf Flüchtlinge in den Hügeln um Bisesero aufgedreht – zurück und wunderte sich, daß wir nach fast sieben Stunden noch da waren und meine Frau noch am Leben sei. Er schickte dann in der beginnenden Dämmerung alle Zuschauer weg. Etwas später, als wir von weitem schon Autos kommen sahen, kam Unruhe in die Milizgruppe; sie durchsuchten mich und meine Frau auf eventuelle Waffen und Messer am Körper und waren offensichtlich irritiert, als sie nichts entdeckten. Glücklicherweise kam dann tatsächlich wieder unser Chauffeur mit einem kleinen Schreiben des Bürgermeisters zurück, daß er uns am folgenden Tag offiziell verheiratet werde und sie doch wegen einer Person nicht die gute deutsch-rwandische Zusammenarbeit gefährden sollten. Nach drei Minuten Besprechung wurden uns dann die Pässe zurückgegeben, und wir wurden nach Kibuye zurückgeschickt.

Angeordnete Normalität

Da unser Haus, insbesondere Küche und Wohnzimmer, anlässlich unserer Abreise von „freundlichen“ Nachbarn und Helfern ziemlich geplündert worden war, blieben wir für zwei Nächte notgedrungen bei unserem mutigen Arztkollegen im Haus. Nach Information und Sicherheitsversprechen der Milizen im Krankenhausviertel zogen wir dann wieder in unser Haus zurück, wo wir dann weitere drei Wochen wie unter Hausarrest blieben. Unsere Schlafräume mit Kleidung und Kindersachen waren nicht geplündert wor-

den. Doch mangels Küchenausstattung und Vorräten wie auch aufgrund der Angst vor erneuter Plünderung nach einer Wiedereinrichtung (größere Küchengeräte waren im Krankenhaus eingelagert worden) wurden wir von der provisorischen Gemeinschaftsküche der etwa zehn Mitarbeiter des Roten Kreuzes im Krankenhaus mitversorgt. Dies war gleichzeitig ein willkommener und regelmäßiger Außenkontakt für unsere Sicherheit, da wir uns nun ohne Bewachung allein hinter dem Krankenhaus sowohl einfacher wie auch „politischer“ Kriminalität ausgesetzt fühlten. Da wir insbesondere meine Frau für ständig bedroht hielten, ging sie überhaupt nicht mehr aus dem Haus, und ich ließ sie nur noch für Minuten allein, während derer sie angstvoll zu Hause wartete. Zur „Arbeit“ ins Krankenhaus ging ich nur noch, sofern Besucher oder andere Mitarbeiter ihre Bewachung übernahmen.

Die nächsten drei Wochen waren von fortdauernden Hetzkampagnen und Razzien gekennzeichnet: Alle Häuser in Kibuye wurden ein zweites und drittes Mal durchsucht und die dort Entdeckten erschlagen oder in Latrinen geworfen.

Wir kamen nicht umhin, von unserem Haus aus mit ansehen zu müssen, wie tagtäglich Menschen gezwungen wurden, ihr Grab auszuschaufeln, und anschließend abgeschlachtet wurden.

Noch nicht entdeckte „Komplizen“, deren Leichen nirgendwo gesehen worden waren, wurden gezielt mit Gerüchten und der Ankündigung von Haussuchungen gejagt, so daß die meisten aus Rücksicht für Ihre „Gastgeber“ vorübergehend auf den Waldhügel oder in ein anderes Versteck zu fliehen versuchten. Dabei wurden fast alle unterwegs entdeckt, öffentlich gefoltert und getötet. Von einigen besonders bekannten Gesuchten wurden die abgeschlagenen Köpfe tagelang an der Zentralkreuzung zur Schau gestellt.

Wir beobachteten mehrfach, wie Hunderte von Milizen aus der Gemeinde Rutsiro kommend durch Kibuye (auch vor unserem Haus vorbei) marschierten, weil sie in der nächstgelegenen Gemeinde an gezielten Angriffen teilnahmen oder davon zurückkamen.

Andererseits wurde all dies begleitet von dem Versuch, „Normalität“ anzuordnen: Die Primarschule wurde wieder geöffnet (wenn auch mit viel weniger Lehrern und Kindern). Alle Staatsangestellten sollten wieder zur Arbeit gehen und saßen dann untätig in ihren Büros. Die Dienststellenleiter sollten Listen ihrer „tätigen“ Mitarbeiter an die Präfektur weitergeben, damit diese mit den zuständigen Ministerien die Gehaltszahlungen vorbereiten könnten etc. Die lokalen Banken öffneten wieder und ließen begrenzte Transaktionen zu (Ein- und Auszahlungen von Sparkonten).

Erst kam der Ministerpräsident und eine Woche später am Montag, 16. Mai, auch der Präsident der Übergangsregierung nach Kibuye, um die vorbildliche „Bewahrung der Sicherheit“ in dieser Präfektur zu loben und zur

Weiterführung zu ermutigen. Es seien selbstverständlich nicht die „Tutsi“-Nachbarn die Feinde, wohl aber alle Komplizen der Rebellenarmee.

Der Markt und nicht geplünderte „Hutu“-Geschäfte öffneten wieder.

Eine mäßige Transportaktivität von Händlern und „regierungsfreundlichen“ Staatsbediensteten kam wieder in Gang, was uns letztendlich auch ermöglichte, auf die Suchanfragen von deutschen Freunden in Bukavu zu reagieren.

Gerettet oder Gezeichnet?

Als wir dann ziemlich überraschend und kurzfristig von deutschen Freunden über den Seeweg aus Kibuye herausgeholt und somit gerettet wurden, war mir die prinzipiell nationalistische Begründung, daß sie einen Deutschen evakuierten, weitgehend gleichgültig. Obwohl wir gerne noch Hunderte von Freunden und hilflosen Rwandern mitgenommen hätten, waren wir daran gewöhnt worden, um des eigenen Überlebens willen Freunde und Familienmitglieder aufzugeben. Erst nach einer längeren Verhandlung mit dem gerade tagenden „Sicherheitsrat der Präfektur“ wurde erreicht, daß auch meine Frau ausreisen durfte, die offenbar dort auf die Todesliste für dieses Wochenende gesetzt worden war. Diese Tatsache ließ endgültig solche grundsätzliche Gedanken zu Nationalität und gleichen Menschenrechten für alle in den Hintergrund treten.

Somit sind wir drei dem machtpolitischen Menschenopfer in Rwanda entkommen.

Werden wir wieder in einer Gesellschaft normal und konstruktiv mitarbeiten können, vielleicht sogar wieder in und mit der rwandischen Gesellschaft?